

Am Fenster sitzt ein Mann, der trübe
Saub auf die Strahen auf's Gemüth
Von Remiden, die des Weges ziehen
Für's Leid des Nachten ihn Gefühl.

Am Nebenzimmer steht 'ne Biene,
Doch's Woll die Biene ist leer,
Des kleinen Qualgeiß's fülltes Vallen
Dringt zu des Vaters Ohr nicht mehr.

Auch sonst blüht Alles wüth' und öde,
Der Sims mit seinem bunten Land,
Der 'ste r' staubig, denn es fehlt ja
Er Hausfrau immer regesand.

So hat dem armen Mann die die Lieben
Der Tod geraubt? — Nein, sie sind fort
Auf's Land, und der Gemüth muß
Nest zwanzig Dollars Sommerboard.

Im Feuer.

Sommergeschichte von Annie Latt
Felsberg.

Haltet euch man dazu, das die Bur-
schen da drüben mit früher fertig wer-
den, wie wir Mädels — mahnte das
„Fräulein“.

„Wat die da drüben können, das
können wir alleweil schon lange,“ rief
es durcheinander. Die Mädchenaugen
bligten aus den braunen Gesichtern zu
den Arbeitern des Nachbarfeldes hin-
über, die roten Lippen schoben sich
über die kräftigen, weißen Zähne, die
genohnt waren, in hartes Brot zu
beigen, selbstverdientes Brot in heiser
Feldarbeit.

Es war eine Lust anzusehen, wie die
braunen, festen Arme der sechs Mädels
zugriffen, wie sie den goldenen Enten-
federn in Garben banden.

„Hei, wie das schaffe!“
Am eifrigsten von allen war die
junge Herrin, das „Fräulein“.

Der kurze Rod schwenkte energisch
um die Knöchel der kleinen Füße. Die
Schmieglamkeit der kräftigen schlan-
ken Gestalt trat in jeder Bewegung
hervor.

Eine beinahe unheimliche Gluth brü-
tete seit Tagen über den Feldern.
Kein Feilchen regte sich in der be-
drückenden Schwüle, im weislichim-
mernden Sonnenlicht.

Mit schwerem Athem arbeiten die
fleißigen Mädchen, angepornt von ihrer
thätigsten Herrin.

„Vorwärts, Mädels, nachher gibt's
ein ordentliches Bier.“

Sie hätten es ihr alle gar nicht zu-
getraut, daß sie so schaffen konnten,
mitten unter ihnen. Da war kein Ja-
gen, kein Bedenken, frisch zugreifen
war ihre Art.

„Ob sie das woll in die Stadt ge-
lernt hat?“

„I wo. — In die Stadt, da lernt
sich das doch nicht, du dumme Trine,
das sieht drin in jeder tüchtigen Hof-
tochter.“

Tüchtig ist sie, das muß man sie
lassen, aber ein bißchen hoffärtig doch
och.“

„Ein bißchen sehr, besonders gegen
das Mannsvolk. Der da drüben guck
sich die Augen beinahe aus dem Kopp
nach unser Fräulein. — Aber die
sieht er gar nit.“

Dünne Glodentöne durchschwirren
die Luft vom Dorfe her.

„Feierabend!“
„Habt redlich geschafft heut. Nun
mag das Donnerwetter kommen, un-
ser Getreide ist sicher in seiner Riete,“
sprach lobend das Fräulein.

„Das sieht ganz verflört sabelich da
oben aus.“

„Spüt euch, heim, Mädels!“
Jetzt küßte sie das weiße Tuch und
knüpfte es los. Ein prächtiger blon-
der Haartopf, feste, energische Züge
und ein Hals, braun und glänzend,
wie aus besser Bronze gegossen.

Den hochgebundenen Rod ließ sie
herab bis auf die Hüfte fallen, den
Oberkörper, den nur ein weißes Hemd
bedeckte bei der Arbeit, küßte sie in eine
Blouse nach südtischer Art. Den
braunen Strohhut hielt sie in der
Hand.

Nun blickte sie hinüber nach dem
Kornfeld, wo ein paar junge Burschen
das Korn geschnitten.

Da stand auch er, der Hoffsohn, mit
dem led' ausgebreiteten Schmirrebart
nach neuester Art.

Er schwenkte den Hut zu ihr her-
über.

„Wer sie that, als sähe sie nur noch
die heraufziehenden Welter.“

Der sollte sich doch nicht etwa ein-
bilden, daß sie nach ihm aufschaute!
„So was giebt's ja gar nit.“

„Lachte sie und drehte sich so rasch,
schritt so flott ihres Weges, als merkte sie
gar nit, wie eilig er es hatte, hinter ihr
her zu sein.“

Sie hatte ihn nie leiden mögen. Er
war immer so vorlaut und jetzt, wo er
seine zwei Jahre bei den Grededrago-
nern abgedient, erst recht. Da dachte
er Wunder, was er wäre, meinte sie.

Wenn er Sonntags, modern geklei-
det wie ein Stadtherr, mit ungeheurer
hochstehendem Schnauzbart, in der
Kirche ihr immer in den Weg trat, är-
gerte sie sich ihrer ganze Andacht hin-
weg.

Sie fühlte förmlich seine Blicke auf
ihrem Gesichte brennen, und unwillig
sah sie doch oft zu ihm herüber.

Wie ein Faust kam er ihr vor.

Im Theater hatte sie den „Faust“
gesehen, als sie im Pensionat war, um
Bildung zu lernen.

So ein „dummes Gretchen“ war sie
nun nit.

Sie witterte ordentlich ein Stück
„Teufel“ in ihm, wenn er ihr zu nahe
kam.

„Den eingebildeten Proß mag ich
schon gar nit ansehen.“

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 21. August 1903.

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 23. No. 51.

Wie der Wind flog sie jetzt vor ihm
her, dem Dorfe zu.

Er gab es auf, sie einzuholen.
„Nenn nur zu — ich trüg dich
doch,“ lachte er, „so eine, das ist grad
mein Fall.“

Ein lustiges Soldatenlied pfiff er
hinter ihr drein, so laut, daß sie's noch
hören konnte. „Es hört sich grade an,
als wolle er sagen: „Ich pfeif' dir
was!“ dachte sie zornig.

Jetzt legte plötzlich Sturm ihm die
Ohren.

„Das wird ein schönes Donnergewet-
ter.“

Nun waren sie alle daheim.

Wie das schmeckte nach der schweren
Tagesarbeit!

Ein Bild voll Kraft und Gesund-
heit, sah „Freileinken“ und biß mit
den weißen Zähnen in das schwarze
Brot, mit der goldgelben Butter be-
strichen und rosigem Schinken belegt.

Ein Glas Milch nach dem andern ver-
schwand in bürstigen Zügen hinter den
rothen Lippen. Sie küßte es ja in
den Armen und Schultern und im
Kreuz, daß sie ordentlich geschafft
hatte, aber das that ihr wohl, so ihre
gesunde Kraft voll zu veräußern.

„Und nun schlafen, so recht gut
schlafen,“ meinte sie und zog sich zu-
rück in ihr Liebelzimmer.

„Solltest lieber aufbleiben, bis das
Wetter vorüber gezogen,“ meinte der
Vater. „Man kann nie wissen.“

„I wo. Ich fürcht' mich nit, nicht,
Vater. Ich schlaf' ordentlich aus bis
morgen um vier Uhr, dann geht's wie-
der los da draußen auf dem Feld.
Gute Nacht, Vater. Gute Nacht alle-
samt, ich bin todtmüde!“

„Gutnacht, Freileinken!“ — tünte es
ihr nach, und wohlwollende Blicke be-
gleiteten sie. „Sie hat redlich geschafft,
sie darf schon müd sein, die schwere
Arbeit ist sie auch nit gewöhnt wie
wir andern,“ flüßerten sie untereinan-
der.

Sie sank in die hohen Federkissen,
die sie selbst gestopft hatte mit den
Daunen der selbstgezogenen Gänse.

Wie schön das doch war, ein Vater-
haus zu haben, wo alles hineinwuchs,
alles vom eigenen war.

„Es ist doch herrlich, das Landleben,
das Säen und Ernten, das Arbeiten
und Genießen,“ so dachte sie noch, und
befriedigt lächelnd schlief sie ein in köst-
licher Ermattung.

Nam eine Stunde war verfloßen.
In jähem Schred wachte sie auf.

Ein fürchterlicher Donner Schlag durch-
zitterte das Haus von oben bis unten.
Rauch sprang sie aus dem Bett. Ein
neuer Schlag.

Jetzt umwallte sie ein Feuermeer,
ein Knistern und Knattern, und be-
täubt fiel sie zur Erde nieder.

„Eingeschlagen! Auf dem Hof hat's
eingeschlagen!“ schrie es durcheinander.
„Feuer!“

„Das Vieh! Das Vieh! Rettet das
Vieh!“

Ein unbefehliches Durcheinan-
der.

Ein Rennen, Jagen, Zammern und
Schreien.

Darüber juchten die Blitze, und
schwere Donnerschläge tobten weiter,
als gälte es die ganze Erde in ein
Chaos zu verwandeln.

Wie sie jetzt alle herbeieilten, zu re-
ten und zu helfen! All die Nachbarn,
die sonst mit neidischem Blick einander
nichts gönnten. Ost nicht das Weiße
in den Augen.

Das war ein Schlag Gottes, der
konnte jeden treffen. Da mußte einer
dem andern helfen.

Wie wahnsinnig brüllte das Vieh in
den Ställen. Die losgerissenen Kühe
liefen direkt ins Feuer.

Oben aus dem Giebel schlugen jetzt
auch die hellen Flammen.

„Das Fräulein, o Gott, o das
Fräulein schläft ja oben!“

„Wo ist sie?“ tönte die scharfe,
schneidige Stimme, die vorher die Leute
an die Spritzen kommandirt.

„An ihrem Zimmer, da oben im
Giebel!“

Wie er die Treppen hinauf sprang!
Nun stand er vor verschlossener
Thür.

Mit einem einzigen Fußtritt stieß er
sie auf.

Erstidender Qualm drang ihm ent-
gegen.

Da sah er sie betäubt neben dem
Bette liegen.

Mit einem Sprunge war er am
Fenster und schlug die Scheiben ein.

„Luft!“

Nun rief er sie empor, schlug die
Decke um sie und hob sie mit kräftigem
Arm auf die Schulter.

Sie schlug die Augen auf voll jähen
Entsetzens.

„Ein Gesicht dich an dem ihren.
Sie träubte dich.“

„Um des Himmelswillen, nicht
frühen, sonst sind wir beide verloren.“

„raunte er ihr zu mit keuchender
Brust. „Ich gehe nit ohne dich.“

„Laß mich herunter, ich will nit!“

„Nein, jetzt bist du mein — mein
für immer und ewig!“

„Lieber sterben!“ schrie sie auf.
„Du — du!“ leuchtete er und preßte
seinen Mund auf ihre geöffneten, zorn-
igen Lippen. „Du mußt —“

„Nein — nein!“ — sie wimmerte es
nur noch in halber Bewußtlosigkeit.

Er preßte sie an sich, als müsse er
sie ersticken, um jeden Widerstand zu
betäuben.

Mit zitternden Knien schleppte er
sie die Treppe hinab, trug er sie wei-
ter, wie mit Riesenträften ausgestat-
tet, durch Sturm und Regen und Blitz
und Donner in sein Haus, wo er auf
dem Bette seiner Mutter sie endlich nie-
derlegte.

„Sorgt für eure Tochter, Mutter,
die ich euch aus dem Feuer herüberge-
holt habe.“

Fort eilte er, zu retten, zu helfen in
ihrem Vaterhaus.

„Mein Töchterchen, nun gib dich
nur drein, wenn er dat sagt, dann
wird er schon so sin. Der hat einen
Eisentopp, wat der mal will, dat will
er.“

Sie war jetzt wirklich zu matt, um
der alten Frau zu widersprechen. Wie
gelähmt waren ihre Glieder. Es war,
als ob ihre ganze große Energie er-
mattet wäre in seinen Armen, als ob
er sie weggeführt mit seinen bürstigen,
heißen Lippen.

Ihr Trosttopf wandte sich aber doch
von ihm ab, als er mit blutenden Hän-
den und rufgeschwärtztem Gesicht vor
sie trat, nach vollbrachtem Rettungs-
werk.

Aber er griff ihren Kopf mit beiden
Händen und wandte ihr Antlitz sich
wieder zu. Mit strahlendem Blick
sprach er:

„Nenn nur zu, ich trüg dich doch!
Nun hab' ich dich noch schneller, als ich
dachte. Uns hat der Himmel mit
Donner und Blitz zusammen gethan,
siehst du, nun bist du doch mein!“

Sie atmete erragt, sie wollte sich er-
heben, ihn abwehren. Aber die Glieder
verzagten ihr plötzlich den Dienst.
Müde und matt sank ihr Trosttopf an
seine Schulter.

Nun lachte er glücklich, triumphie-
rend. Zart, schmeichelnd küßte er die
Thränen zorniger Liebe von ihren
blaffen Wangen.

Sie hatte ihren Herrn und Meister
gefunden.

Mein Vetter Fritz.

„Junge, wie bist du gewachsen!“
Da ich, nebenbei gesagt, seit etwa
25 Jahren meine 7 Fuß 2 Zoll messe,
so sollte diese Anrede natürlich ein so-
genanntes Weis sein, und da derjenige,
der ihn machte resp. verbrach, nicht al-
lein ein Blutsverwandter, „meinige“
war, sondern auch ein ganz frisches
Grünhorn, das seine ganze Hoffnun-
gen auf das Land der unbegrenzten
Möglichkeit gesetzt hatte, so verzog
ich ihm diesen etwas veralteten Ein-
führungssatz, und schließlich brauch-
te sich Vetter Fritz nicht speziell bei
mir einzuführen, denn seine Ankunft
war mir bereits von der lieben Tante
abkirt worden.

Also Vetter Fritz war da, und ich
habe mich wirklich gefreut, dem Jun-
gen, den ich zuletzt als vielversprechen-
den Tertiarier gesehen, wieder die
Hand drücken zu können.

Erst wurde natürlich über Famili-
angelegenheiten „getakt“, als
dann die Zeit, die ich dem lieben Vet-
ter dieses Mal widmen konnte, ver-
strichen war, mußte ich ihn seinem
Schicksal überlassen. Er gab mir seine
Adresse, Brooklyn so und so, und ich
versprach ihm meinen Besuch für den
nächsten Tag. Dann sollten wir alles
Vettere für die Zukunft beraten und
besprechen.

Am folgenden Nachmittag löste ich
mein Versprechen natürlich ein, und
Vetter Fritz begrüßte mich noch herz-
licher, wenn auch weniger witzig, als
am Tage zuvor.

Er führte mich in einen auf das
Eleganteste eingerichteten Frontpar-
lor, der mich in seiner tadellosen Aus-
stattung an das Empfangszimmer eines
prominenten Arztes erinnerte.

Ich konnte mir natürlich nur den-
ken, daß dies der allgemeine Parlor
des betreffenden Boardinghauses sei,
und wir ließen uns in den schwellen-
ten Fauteuils nieder.

Was wir dann plauderten, ja, das
mag Niemand interessieren. Nachdem
wir dann aber eine vorzügliche russi-
sche Cigarette nach der andern aus
dem wappengeschmückten Silberetui
Vetter Fritz' geraucht hatten, meinte
ich, wir sollten uns der Gemüthlichkeit
halber doch lieber in sein eigenes Zim-
mer zurückziehen.

„Mein eigenes Zimmer? — Ja, mein
Kunze, hier bin ich ja zu Hause, dies
ist mein Salon und hier ist mein

Schlazimmer. Hier zu Lande muß
man sich natürlich nur für den An-
fang möglichst einschränken, wenn's
auch schwer fällt!“

Und dabei schlug Vetter Fritz eine
schwere Portiere zurück und führte
mich in einen nicht minder elegant
ausgestatteten „Bad Parlor“, der in
ein Schlafgemach umgewandelt war.

Wir ließen uns nun nochmals auf
den weichen Sesseln nieder und Vetter
Fritz fragte mich nun, was ich für
ihn thun könne. Die alte Tante hätte
ihm gesagt, es würde mir gewiß nicht
schwer fallen, ihrem Lieblinge die
Wege in der neuen Heimath zu ebnen.

Ich muß offen sagen, daß mich Vetter
Fritz in Verlegenheit brachte. Mir
war's ja ähnlich gegangen, als ich als
Grünhorn noch ein paar mitgebrachte
Arbeiten mit mir hatte. Sollte ich seine
Illusionen mit einem Schlage zerstö-
ren, wo er nur wenige Tage in der
neuen Heimath weilte? Er und die alte
liebe Tante in der fernem Heimath
würden mich für undankbar, harther-
zig, gefühllos halten. Und doch, es
mußte sein, gerade weil ich für den
Jungen noch die alten verwandtschaft-
lichen Gefühle hegte — und weil ich
ihn kannte.

„Nun sage mal, Fritz, was zahlst
Du für Deine Wohnung?“

„Ach, nit viel, lumpige zwölf Dol-
lars!“

„Das ist allerdings erhaunlich biß-
lig, zwölf Dollars den Monat für so
elegante Räume!“

„Ach, was denkst Du denn, zwölf
Dollars die Woche!“

„Ach so! Nun sage einmal, wäre es
nicht weit vernünftiger, wenn Du Dich
in einem einfachen irischen Boarding-
haus einquartieren würdest? Da
brauchst Du inflexible volle Besitzi-
gung noch nit einmal die Hälfte zu
bezahlen und könntest außerdem
schneller englisch lernen, womit es bei
Dir wahrscheinlich noch etwas ha-
perit.“

Vetter Fritz war jetzt schon etwas
pikirt. „Wilst Du mich gleich mit Er-
mahnungen empfangen? Ich denke, ich
habe deren genug zu Hause genießen
müssen. Du wirst doch nit etwa ver-
langen, daß ich mich von Hause aus
gleich in ein kleines Loch sperren lasse
und mit Plebejern verkehre. Du mußt
nicht vergessen, daß ich mit Herren der
russischen Botschaft von früher her be-
kannt bin und daß Dieser oder Jener
mich auffuchen könnte. Schon aus die-
sem Grunde allein muß ich wenigstens
einigermassen anständig wohnen. Also,
jehz lässe, bitte, Deine Moralpredi-
gen und sage mir, was ich Deiner mah-
gebenden Ansicht nach hier anfangen
soll!“

Ich kämpfte einen zweiten Kampf,
dann wurde ich hart, rücksichtslos.

„Ich werde Dir was sagen, Fritz.
Ich möchte Dir vor den Fehlern be-
wahren, die ich selbst hier begangen
habe, als mir der Himmel noch voller
Geigen hing. Also höre.“

„Du zahlst zwölf Dollars wöchent-
lich für Deine Wohnung. An Deiner
Linken funktelt ein wertvolles Dia-
mant. Deine tadellose Weste schmückt
eine doppeltreihige schwere goldene
Uhrkette, die auf einen nit minder
wertvollen Zeitmesser deutet. Ich
kann Dir nur beim besten Willen und
nach eigener Erfahrung keinen Rath
geben, ehe die Diamantkette und Uhr zum
Pfandbrotel gewandelt sind und Du
Deine hohen Besuche aus Washington
bei Mutter Grün empfangen mußt.
Mit einem Wort, wenn Du am Hun-
gerlode nachst, dann weißt Du, wo
Du mich finden kannst, dann erst kann
Dir geholfen werden. Und nun, lieber
Fritz, lasse uns von etwas anderem
reden.“

Vetter Fritz sah mich sprachlos an.
Dann schwiegen wir beide, er im höch-
sten Grade pikirt und ich, weil's mir
wieder leid that, ihn so hart angefaßt
zu haben.

Nach einer kurzen gezwungenen Un-
terhaltung trennten wir uns und na-
hezu zwei Jahre vergingen, bis wir
uns wiedersehen, ja, bis ich von ihm
etwas hörte.

Eines Tages meldete mir der Of-
fice-Junge, daß mich im Vorzimmer
Jemand zu sprechen wünsche. Er war
Vetter Fritz. Und wie hatte er sich ver-
ändert, wenigstens dem Äußereren
nach. Trotz der schneidenden Winter-
kälte trug er einen hellen Sommer-
überzieher, der schon lange bessere Zei-
ten gesehen hatte, aus den ungerüh-
sten Eisenfäden lugte der Strumpf in
ganz bedenklicher Weise hervor und
aus der Augen der leere Magen. Ich
nahm ihn in die nächste Wirtschaft
und nachdem er sich einigermaßen ge-
stärkt hatte, hoffte ich jetzt wirklich,
ihm und auch der alten Tante einen

wirklichen Liebesdienst erweisen zu
können. Daß es ihm schlecht, sehr
schlecht gegangen sei, daß er nicht
mehr 12 Dollars für seine Wohnung
bezahle, brauchte Fritz mir nit mehr
zu sagen, das konnte ihm ein jeder
ansehen.

Ich erinnerte ihn nun an mein ge-
gebenes Versprechen und lud ihn ein, bis
sich etwas für ihn fände, bei mir zu
wohnen. Alles andere würde sich jetzt
schon machen. Aber Vetter Fritz schlug
jede derartige Hilfe rund ab, er könne
in diesem elenden Lande nit länger
bleiben, für ihn sei hier nichts zu ho-
len, andere mögen sich für ein paar
Nidel quälen, er habe dieses Hundele-
ben satt und wolle schleunigst zurück
in die alte Heimath.

Nachdem alles Zureden meinerseits
vergebens blieb, gab ich ihm selbst den
Rath, wieder den Ocean zu kreuzen.

„Das will ich ja, aber ich habe kein
Reisegeld. Du hast doch Verbindungen
mit den Dampfgesellschaften, Du
kannst mir doch ein Freiticket oder we-
nigstens eines zu ermäßigten Preisen
besorgen!“

Ich versprach es ihm und befestigte
ihn für einen bestimmten Tag nach der
unteren Stadt, damit er selbst sein
Ticket in Empfang nehmen sollte, nach-
dem ich durch persönliche Konnetkio-
nen das Nöthige besorgt hatte.

Zur bestimmten Stunde stellte sich
Vetter Fritz auch pflsichschuldigst ein.
Bei seinem Anblick aber war ich sprach-
los. Wie mit einem Zauberschlage
war der Vetter Tramp in einen Grand
Seigneur verwandelt. An Stelle des
schwarzen verhoffenen Sommer-
überziehers war ein hoheleganter Bären-
pelz getreten. Das blonde, wieder
hinter geschleielte Haupt trug einen
zwar nit mehr ganz modernen, aber
tadellos aufgeputzten Zylinder, Lack-
stiefel waren an die Stelle der durch-
löcherigen Getreide, und die wieder
ganz aristokratische Hand schmück-
ten ein paar weicher besser Glases.

„Ja, Menschenkind, wo kommst
denn Du her?“

„Ich verhehe Dich nit!“

„Na, Junge, was ist denn das für
eine Mästrade?“

„Maskerade? — Ich verhehe Dich
beim besten Willen immer noch nit!“

„Ja, aber Fritz, wie kommst Du zu
der eleganten Ausstattung?“

„Na, Du wirst mir doch nit zuge-
müthet haben, daß ich mich als Dein
Verwandter in dem Tramp-Kostüm,
in dem Du mich zuletzt gesehen, im
Bureau der Dampfgesellschaft bilden
lasse. Einer derartigen Rücksichtslo-
skeit Dir gegenüber hältst Du mich
doch nit für fähig, zumal Du so lie-
benswürdig warst, mir ein Freiticket
zu besorgen, was hätten die Herren
von Deiner Herkunft gedacht, wenn sie
sich, Deinen lieblischen Vetter, in dem
Aufzuge gesehen hätten!“

Ich war noch sprachlos. Ehe ich
dem lieben rücksichtslosen Vetter aber
die Wahrheit sagte, wollte ich doch er-
fahren, welche Verwandtniß es mit dem
schwarzen Bärenpelz und den sonstigen
eleganten Zubehören hatte.

Vetter Fritz gab mir denn auch be-
reitwillig die Erklärung.

Weniger meinem damaligen Rathe
als der Noth gehorchend, habe er nach
und nach, als die Mittel verfliegen und
sein Zuzufuß mehr aus der alten Hei-
math eintraf, ein wertvolles Stück
nach dem andern nach dem Pfand-
brotel wandern lassen und zwar aus
Bequemlichkeit durch einen Wucherer,
mit dem er schon drüben „Geschäfte“
gemacht hatte und den er zufällig hier
getroffen habe.

Unter den verschiedenen Verfaßo-
jekten hatten sich auch zwei Bärenfelle
besunden. Als die Rückreise nach den
heimathlichen Gefilden nun in Aus-
sicht stand, habe er sich mit dem Wucher-
er geeinigt. Er habe ihm die sämt-
lichen noch nit verfallenen Pfandzettel
gehockt und der Wucherer habe
ihm dafür den einen Pelz ausgelöst
und zum Präsent gemacht und dazu
noch ein paar Dollars für Handschuhe
etc.

„Nun, siehst Du“ — schloß Vetter
Fritz seine Erzählung — „welche Rück-
sicht ich auf Dich und Deine Stellung
oennenen habe. Um Dich nit zu
kompromittiren, habe ich die theuersten
Andenken fahren lassen!“

Ich verstand den kleinen Hieb, aber
trotzdem wurde ich zum zweiten Male
hart, noch härter als damals.

„Mein lieber Fritz, ich bin weit da-
von entfernt, Deinen Opfermuth zu
beweineln, es thut mir aber herzlich
leid, Dir sagen zu müssen, daß Du
das versprochene Ticket nit erhalten
kannst, wenigstens nit in dem Auf-
zuge!“

Jetzt war Vetter Fritz wieder
sprachlos.

„Oder glaubst Du vielleicht, daß ich
Dich in der Garderobe nach dem Bu-
reau schicken werde? Ich habe das
Ticket für einen Tramp geschnorrt!
was würden die Leute aber denken,
wenn sich dieser verhungerte Ver-
wandte als ein „Dube“ entpuppt, des-
sen Pelz allein so viel werth ist wie
die Fahrkarte für die elegante Ka-
bine!“

„Nun, ich werde Dir was sagen. Du
begiebst Dich jetzt schleunigst nach Deiner
Wohnung oder in Ermangelung
einer solchen dorthin, wo Du den hell-
braunen Überzieher gelassen hast,
wirfst Dich wieder in das Tramplo-
stium und schickst mir den Bärenpelz
zu. Diesen werde ich auf demselben
Dampfer nach Europa expediren und
erst drüben kannst Du ihn wieder an-
ziehen. Du aber triffst mich morgen
in braunem Überzieher und ohne
Handschuhe und Lackstiefel und dann
kannst Du Dir das Ticket holen.“

Und so geschah es. Innerlich gewiß
tief empört über meine erneuerte Noth-
heit, stellte Vetter Fritz sich in der ver-
langten Garderobe ein und gab ihm
dann das Ticket zum Dampfer.

Ich hätte an diese kleine Episode
wohl kaum mehr gedacht, wenn ich
nicht kürzlich von Vetter Fritz einen
langen, herzlichsten Brief erhalten hätte,
in welchem er mir jetzt für meine
Härte dankt. Es geht ihm nämlich
wieder gut, dem lieben Vetter Fritz!

Der dankbare Landesvater.

Von einem Leser der „Fris. Zig.“
wird geschrieben: Beim Blättern in
einem Bündel vergilbter Briefe aus dem
ersten Viertel des verfloßenen Jahr-
hunderts bin ich auf eine feiere Anet-
note getroffen, die bei der damaligen
Handhabung der Zensur wahrscheinlich
nit in die Presse gedrungen ist. Sie
bezieht sich auf den ehemaligen Lan-
dgrafen von Hessen-Kassel und späteren
ersten Kurfürsten von Hessen (1803 —
1821), Wilhelm den Ersten. Wie man
weiß, wollte der alte Herr nach Wieder